

erinnern: Sind meine Worte nicht wie Feuer und wie ein Hammer, der Felsen zerschmettert! Darum will ich mich an die Propheten machen, die meine Worte stehen; ja, an die Propheten will ich mich machen, die ihr eigenes Wort führen und sagen: So spricht der Herr! und das Volk irreführen, da ich sie doch nicht gesandt habe (Jerem. 23, 29—31).

Ist das Wort Gottes wie Feuer und wie Hammer, dann braucht es weiter nichts, als daß es angewendet werde, ohne Abschwächung, ohne Verkümmern, nicht zur Unterhaltung oder zur Täuschung der modernen, irrenden, aber doch nicht unbefehrbaren Menschen, sondern vielmehr, damit sie, wie einst auf dem Kalvarienberge, schweigend an die Brust klopfen und zerknirscht nach Hause gehen (Luk. 23, 48).

Die orientalische Kirchenfrage.

Von Sr. königlichen Hoheit Prinz Max von Sachsen.

Wenn ich über die so wichtige orientalische Kirchenfrage referiere, so möchte ich von vornherein bemerken, daß ich keinen Anspruch darauf erhebe, dieselbe in erschöpfender Weise zu behandeln, sondern daß ich nur eine ganz gedrängte und allgemeine Uebersicht davon geben will. Ebenjowenig beanspruche ich und kann ich beanspruchen, eine wirklich gültige und abschließende Lösung der Frage zu bieten. Ueber keine Frage ist es schwerer, sich ein Urteil zu bilden und die volle Wahrheit zu kennen als gerade über diese. Bei der vielfachen Unaufrichtigkeit der Orientalen ist es sehr schwer, wahre Berichte von falschen zu unterscheiden.

Nach dem Orient haben sich naturgemäß von jeher die Blicke der Menschen und ihr Interesse gerichtet. Als der Erlöser im Fleische erscheinen sollte, brach der Priester Zacharias in den begeisterten Gesang aus: „Heimgesucht hat uns der Orient, der Sonnenaufgang aus der Höhe, durch die Eingeweide der Erbarmung unseres Gottes“; und von dem Erlöser hatte der Prophet gesprochen: „Siehe einen Mann, Orient (Sonnenaufgang) ist sein Name.“ Vom Orient ist das Christentum mit seinen Segnungen nach dem Abendlande gekommen. Daher erklärt es sich auch, daß in der Geschichte des Christentums und der Kirche jahrhundertlang der Orient die Hauptrolle gespielt hat. Der Orient war es, der die größte Zahl der Kirchenlehrer hervorgebracht hat: der Orient war es, von dem das Ordensleben ausging; der Orient war es, der durch unzählige Heilige erglänzte. Gegenwärtig sehen wir das gerade Gegenteil davon. Der Orient ist fast aus der christlichen Kulturwelt ausgeschieden, übt keinen großen Einfluß mehr aus und ist zum weitaus größten Teile von der Kirche getrennt, aus ihrer Gemeinschaft ausgeschlossen. Jedes christliche Herz wird der Niedergang der einst so blühenden Kirche mit tiefer Betrübnis erfüllen, und eine der brennendsten Fragen für

jede das Reich Gottes im Herzen tragende Seele wird die nach der Wiederauferstehung, Wiederernewerung und Wiederbelebung jener Kirche und Christenheit sein.

Wenn ich nun von der orientalischen Kirchenfrage handeln will, so lasse ich größtentheils das ungeheure russische Reich außer Betracht. Denn dasselbe ist zwar der Liturgie nach griechisch, aber seinem ganzen Charakter nach zählt es nicht zum Orient. Dagegen werde ich die Griechen mitbehandeln, obwohl auch diese im strengsten Sinne des Wortes nicht Orientalen sind. Wollte man den Begriff ganz eng fassen, dann dürfte man zu den Orientalen nur die koptischen, jakobitischen, chaldäischen Christen in Aegypten, Syrien, Mesopotamien und Indien rechnen.

Wir beginnen zunächst mit einem kurzen Ueberblick über die Entstehung der orientalischen Kirchenfrage.

Noch lange, ehe das große griechische Schisma eintrat, hat die Häresie bedeutende Bruchstücke des Morgenlandes von der allgemeinen Kirche getrennt. Der Orientale war immer seinem Charakter nach zum Philosophieren und zur theoretischen Grübelelei über Glaubensgeheimnisse angelegt, während der mehr nüchterne Abendländer leichter auf die praktische Seite der Glaubenswahrheiten als auf die theoretischen Spekulationen seinen Blick richtete. Insbesondere wurden daher die zwei Haupt- und Grundgeheimnisse des Christentums: das Geheimnis der Dreifaltigkeit und das der Menschwerdung des Sohnes Gottes, Gegenstand solcher Spekulationen. Daher gingen bezeichnenderweise fast alle Häresien der alten Zeit vom Morgenlande aus und war das erste Jahrtausend der Kirche erfüllt mit trinitarischen und christologischen Häresien. Insbesondere waren es zwei große christologische Häresien, die sich in späterer Zeit die Herrschaft des Morgenlandes streitig machten: Der Nestorianismus und der Monophysitismus. Nachdem einmal die Gottheit Christi gegenüber den Arianern siegreich behauptet war, bildete das Verhältnis beider Naturen in der einen Person des Gottmenschen den Hauptgegenstand der Spekulation. Nestorius, Patriarch von Konstantinopel, glaubte, von falschen philosophischen Begriffen ausgehend, die Zweiheit der Naturen Christi nur festhalten zu können, wenn er auch zwei Personen in ihm annahm; daher unterschied er die Person des Sohnes Gottes von der des Menschen Christus, der nach ihm mit der Gottheit nur in einer ziemlich losen Verbindung gestanden hat. Die Folge davon war, daß die allerseligste Jungfrau nach ihm nicht die Person des Sohnes Gottes, sondern die des Menschen Christus geboren habe, und daher nicht Gottesgebärerin, sondern nur Christusgebärerin genannt werden müsse. Auf dem Konzil von Ephesus 431 wurde diese Irrlehre verurteilt. Die kaiserliche Gewalt unterdrückte im oströmischen Reiche die Anhänger des Nestorius, ihre Schule zu Edessa wurde sogar 489 zerstört. Daher flüchteten sie sich umsomehr in das persische Reich und schlugen ihre Wohnsitze in Mesopotamien auf, an den Flüssen Euphrat und Tigris

und in den Bergen von Kurdistan. Der Erzbischof jener Gegend, der sich als apostolischen Ursprungs und Patriarch des ganzen Ostens betrachtete, wurde religiöses und wenigstens später auch politisches Oberhaupt der nun ganz unter sich abgeschlossenen Nestorianer. Diese Verhältnisse sind im wesentlichen bis zum heutigen Tage geblieben. Die nestorianische Kirche war im Mittelalter sehr mächtig und ausgedehnt und entfaltete besonders eine große Missionstätigkeit. Sie warfen sich auf die Missionierung des ganzen Ostens von Asien. Sie verpflanzten das Christentum nach Indien an die sogenannte Malabar-Küste. Die dortigen nestorianischen Christen nannten sich Thomaschristen, nach dem heiligen Apostel Thomas, der der erste Glaubensbote jener Gegend gewesen sein soll. Sogar nach China drangen sie vor, und die ersten Missionäre Chinas waren Nestorianer. Zugleich hatten sie eine sehr ausgedehnte Literatur und Gelehrsamkeit. In späterer Zeit jedoch versielen diese einst so mächtig ausgebreiteten Kirchen gänzlich.

Die andere, dem Nestorianismus entgegengesetzte Häresie war der Monophysitismus. Eutyches, Archimandrit (Klostervorsteher) in Konstantinopel wollte, gegenüber dem Nestorius, die Einheit der Person Christi betonen. Von denselben falschen philosophischen Vorbegriffen ausgehend, glaubte er nun, die Einheit der Person nur festhalten zu können, wenn er auch nur eine Natur in Christo annähme, und daher lehrte er, daß Christus nur eine Natur und zwar die göttliche besessen hätte, daß dagegen die menschliche Natur von der göttlichen vollständig verschlungen worden sei, etwa wie ein Tropfen von dem Weltenmeere verschlungen wird. Diese Irrlehre fand ihren abgeschwächten Fortläufer in dem Monothelitismus, der in Christus nicht mehr die menschliche Natur, aber den menschlichen Willen leugnete und ihm nur einen Willen, nämlich den göttlichen, zuschrieb. Der Monophysitismus wurde zwar auf der Synode zu Chalcedon 451 verurteilt, allein er entfaltete eine viel größere Macht im Orient als der Nestorianismus. Die Kaisergewalten traten nicht immer entschieden für die Orthodoxie ein wie zur Zeit des Nestorianismus. Vielmehr fanden abwechselnd bald die Katholiken, bald die Anhänger der Häresie am Kaiserhof Schutz. Insbesondere war diese Häresie in den beiden ehrwürdigsten Patriarchaten des Orients, in Alexandrien und Antiochien, mächtig. Allmählich wurden beide Länder, Aegypten und Syrien, so gut wie gänzlich in den Monophysitismus hineingezogen. Nachdem eine Zeitlang auf dem Patriarchenstuhl von Alexandrien abwechselnd Katholiken und Monophysiten gesessen hatten, bildeten sich dauernd zwei Patriarchate, ein koptisches und ein orthodox-griechisches. Die ägyptischen Monophysiten, viel zahlreicher als die orthodoxen Griechen, erlangten mit der Zeit den Beinamen Kopten. Die Etymologie dieses Namens wird verschieden gegeben; eine sichere Erklärung gibt es nicht. Mit Alexandrien wurde dann auch das in kirchlicher Abhängigkeit von ihm stehende Aethiopien und Rubien in

die Häresie hineingezogen, und sind dieselben Länder bis auf den heutigen Tag unter ihrer Herrschaft geblieben. Im antiochenischen Patriarchate, wo derselbe Kampf dauerte, entstand gleichfalls ein Doppelpatriarchat, und so verfiel dann auch Syrien dieser Häresie, welcher es leider Gottes bis auf den heutigen Tag treugeblieben ist. Die syrischen Monophysiten nannten sich nach einem gewissen Jakobus Baradäus Jakobiten. So waren denn die nach dem römischen Stuhle ehrwürdigsten Bischofsstühle der ganzen Christenheit, der antiochenische des heiligen Petrus und der alexandrinische des heiligen Markus, der Häresie in die Hände gefallen. Endlich fand der Monophysitismus auch bei dem Volke der Armenier Eingang, dessen Anfänge des Christentums so überaus glorreich gewesen waren und dessen profane Geschichte zum Teil so herrlich. Bis zum heutigen Tage ist denn die überwiegende Mehrzahl des armenischen Volkes monophysitisch geblieben. Die sämtlichen Monophysiten in allen diesen Gebieten drücken ihre Gesinnung dadurch aus, daß sie bei der heiligen Messe zu dem „heilig, heilig, heilig“ hinzufügen: „Der für uns gekreuzigt worden ist“, eine Formel, die von der Kirche verurteilt worden ist, weil sie besagen wollte, daß Christus in der Natur, in der er dreimal heilig ist, d. h. in der Gottheit, gekreuzigt worden sei. Die Worte könnten an sich auch einen rechtgläubigen Sinn haben.

Die beiden Häresien haben freilich mit der Zeit ihre Bedeutung als Lehrbegriff verloren. Tatsächlich unterscheidet sich sowohl die Lehre der Nestorianer als die der Monophysiten von heutzutage nicht sehr wesentlich mehr von der Lehre der Kirche über Christus, und ist dieselbe mehr ein Streit über Worte. Die Nestorianer erkennen z. B. die Würde Mariens in begeisterter Weise an, huldigen ihr mit zahlreichen Lobsprüchen, nur daß sie dabei den Ausdruck Gottesgebärerin vermeiden. Allein das Band der kirchlichen Einheit haben sie nicht wieder anzuknüpfen gewußt.

Während nun ein so großer Teil des Orients in die Häresie hineingezogen war, blieb der griechische Teil desselben rechtgläubig. Aus diesem Grunde wurden die Griechen im Gegensatz zu den orientalischen Häretikern orthodox genannt und haben diesen Namen bis auf den heutigen Tag beibehalten. Von ihren monophysitischen Gegnern wurden sie Melchiten, d. h. die Königsparthei, genannt, weil das Konzil von Chalcedon größtenteils unter dem Einflusse des Kaisers Marcian und seiner jungfräulichen Gemahlin, der heiligen Pulcheria, zustande gekommen war. Eine große Kluft trennte darum die orthodox gebliebenen Griechen von den häretischen Sekten, und erbitterte Feindschaft, fast noch größer als die spätere der Griechen gegenüber dem Abendland, herrschte zwischen ihnen. Die Griechen nannten die Armenier in ihrem Abscheu niemals anders als die dreimal Verfluchten. Die monophysitischen Kopten unterwarfen sich lieber den mohammedanischen Eroberern, als mit den Griechen zusammenzugehen. Die orthodoxen Melchiten herrschten in Konstantinopel und auf dem größten Teile

der Balkanhalbinsel; sie hatten auch Anhänger in Aegypten und Syrien. Sie bevölkerten fernerhin insbesondere Palästina und Kleinasien. Von ihnen erhielten größtenteils die Slaven-Völker das Evangelium mitsamt ihrem Ritus. Nun sollte aber zu dem ersten Unglück noch das zweite, viel schrecklichere kommen, daß auch die orthodox gebliebene andere Hälfte von der Kirche getrennt werden sollte. Das geschah nicht durch Häresie, sondern durch Schisma. Dies ist nun das große, ewig beweinenenswerte, griechische Schisma.

Die Ursachen davon lagen einmal in der großen Verschiedenheit zwischen Kultur und Charakter des Morgen- und Abendlandes und in der mit der Zeit dadurch hervorgerufenen Spannung und Eifersucht. Es waren zwei Welten, die sich einander gegenüberstanden; daher ist auch das Schisma nicht auf einmal eingetreten, sondern es war die Frucht einer Jahrhunderte lang vorausgegangenen Bewegung. Zwar in alter Zeit kannte man eine schöne Harmonie zwischen den beiden Kirchen und einen geistigen Wettbewerb derselben. Allein das dauerte nicht lange. Die beginnende Entfremdung wuchs mit der Zeit immer mehr; das trullanische Konzil (692), Synodus Quino-Sexta, gestaltete bereits den Gegensatz zwischen Morgen- und Abendland in sehr scharfer Form aus und richtete direkt seine Spitze gegen das Abendland. Der Riß wuchs mit der Zeit immer mehr, so daß man eines Tages auseinandergekommen war, ehe man sich dessen recht bewußt war. Man verlor den Verkehr miteinander, man vergaß sich gegenseitig. Zu diesem Gegensatz der Völker kam aber dann als besondere Ursache der ungemessene Ehrgeiz der Patriarchen von Konstantinopel, welche diesen Stuhl um jeden Preis mit allen Vorrechten des römischen Stuhles ausstattet sehen wollten. Konstantin der Große hatte die Residenz des Reiches nach Byzanz verlegt, an den Vereinigungspunkt zweier Welten, in jener wunder schönen, weltberühmten Lage. Byzanz stieg nun als die Kaiserstadt Konstantinopel empor, und von dem Glanze des Kaiserhofes fiel naturgemäß auch einiges auf den Bischof der Kaiserstadt zurück. Konstantinopel wurde „Neu-Rom“ genannt, im Gegensatz zum alten Rom; daher wollte der Bischof von Neu-Rom auch dem von Alt-Rom gleich sein. Sehr bemerkenswert ist, daß, während die Päpste sich niemals darauf beriefen, daß Rom Kaiserstadt gewesen sei, sondern nur auf den Aufenthalt und Märtyrertod des heiligen Petrus daselbst, umgekehrt bei Machtansprüchen des Patriarchen von Konstantinopel nie irgendwelche religiöse Gründe, sondern immer nur politische Motive ins Feld geführt wurden. Vor Konstantin ist es nicht einmal nachweisbar, daß es überhaupt einen Bischof von Byzanz gegeben hat. Der heilige Metrophanes, Teilhaber am Konzil von Nicäa, ist der erste geschichtlich nachweisbare Bischof von Byzanz, und auch damals hatte der Stuhl noch keine besonderen Rechte, sondern unterstand sogar dem Metropolit von Heraklea. Allmählich brachten sowohl der Schutz der Kaiser, denen dies angenehm war, als auch die Bemühungen der Bischöfe

selbst diesen anfangs so kleinen Stuhl in die Höhe. Schon das Konzil von Konstantinopel, 381, verfaßte einen Kanon, wonach der Bischof von Konstantinopel seinen Ehrenvorrang unmittelbar nach dem Bischof von Alt-Rom und vor allen Patriarchen des Orients hatte, ein Kanon, der freilich von Rom aus erst viel später der Sache nach anerkannt wurde. Das Konzil von Chalcedon schritt auf derselben Bahn weiter und verfaßte einen gleichfalls nicht anerkannten Kanon zugunsten des byzantinischen Bischofs. Der heilige Papst Leo der Große hatte damals mit dem Ehrgeiz des Patriarchen Anatolius schon gewaltige Kämpfe zu führen. Zur Zeit des heiligen Papstes Gregors des Großen legte sich gar schon der Patriarch Johannes der Fäster den Titel eines öumenischen Patriarchen bei, während der römische Papst nur Knecht der Knechte Gottes heißen wollte. Das Ansehen des Stuhles war auch durch die große Zahl der Heiligen, die ihn geziert hatten, bedeutend gewachsen. Ein Gregor von Nazianz, ein Johannes Chrysostomus, die größten Kirchenlehrer des Morgenlandes, hatten denselben geschmückt, und die Zahl der Bischöfe von Byzanz, die unter den Heiligen der Kirche verehrt werden, ist eine sehr große im Vergleich zu anderen Bischofstühlen. Der Verfall der alten Patriarchate des Orients trug naturgemäß dazu bei, die Macht und das Ansehen des byzantinischen Patriarchen zu steigern. Er konnte mit einer gewissen Genugthuung darauf schauen, daß er die Orthodogie bewahrt hatte. Seine gefährlichsten Nebenbuhler waren gefallen. Es bildete sich daher das byzantinische Patriarchat zu einer Art Papsttum des Orients aus. Alle Orthodoxen des Morgenlandes ordneten sich ihm unter. Daß solche Verhältnisse zu einem Konflikt mit Alt-Rom führen mußten, war klar. Die byzantinischen Patriarchen erlaubten sich sogar Eingriffe in die abendländischen Patriarchatsprengel und suchten Gebiete auf der Balkanhalbinsel, die noch zum abendländischen Patriarchate gehörten, an sich zu ziehen. Schon wurde eine Zeitlang vorübergehend die Kirchengemeinschaft zwischen Alt- und Neu-Rom abgebrochen durch das sogenannte acacianische Schisma, 484—519. Es war dies nicht ein Schisma in dem Sinn, daß damals der Stuhl von Konstantinopel aufgehört hätte, den Papst als Oberhaupt der Kirche anzuerkennen; es war nur die gegenseitige Gemeinschaft aufgehoben, man betete nicht füreinander im Gottesdienst, man strich den Namen des Papstes aus den sogenannten Diptychen der heiligen Messe. Hernach wurde freilich unter großer Begeisterung und Freude des Volkes in Konstantinopel die Gemeinschaft der Kirche wiederhergestellt, allein ein so inniges Verhältnis trat nicht wieder ein. Die Differenzpunkte zwischen Morgen- und Abendland betrafen hauptsächlich nur den Gottesdienst und die Kirchendisziplin. Den Gegensatz zu verschärfen und dem späteren dauernden Schisma den Boden zu bereiten, war dem unglückseligen Photius, Patriarch von Konstantinopel, vorbehalten. Dieser war eine Persönlichkeit, wie geschaffen zu solchen Zwecken und wie sie die Griechen brauchten. Alle Untugenden des Orientalen:

Verklagenheit, Falschheit und Verschmitztheit, vereinigte er in hohem Grade in sich. Dabei hatte er auch edlere Seiten, glänzende Eigenschaften, die ihm ein hohes Ansehen verschaffen konnten. Er war von großer Geistesbegabung und ein fruchtbarer Schriftsteller. Die griechische Kirche feiert ihn deshalb noch heute als den heiligsten Photius. Sein Vorgänger, der heilige Ignatius, wurde entsetzt und vertrieben. Photius bestieg unrechtmäßigerweise und gegen alle Kanones den Patriarchenstuhl und wurde daher von Rom nicht anerkannt. Naturgemäß war er daher zur Feindschaft gegen Rom gedrängt. Er wußte nun zu allererst seiner Gegnerschaft gegen Rom eine theoretische und dogmatische Grundlage in seiner Anklageschrift gegen das Abendland zu geben; dadurch ist er der Vater des späteren großen Schismas geworden; denn dasselbe Mittel wie er haben die Griechen der späteren Zeit immer wieder benutzt. Unter den von ihm gegen das Abendland formulierten Anklagepunkten befand sich auch der, daß die Abendländer zu dem nicäno-konstantinopolitanischen Glaubensbekenntnisse den Zusatz gemacht hätten, daß der heilige Geist auch vom Sohne ausgehe. Photius wurde gestürzt und vertrieben, Ignatius wieder eingesetzt. Allein derselbe gelangte nach dem Tode des Ignatius nochmals auf den Patriarchenstuhl und wußte sich sogar wenigstens bedingungsweise die päpstliche Anerkennung zu verschaffen. Er geriet aber wieder in Konflikt mit Rom, und so blieb die Kirchengemeinschaft abermals unterbrochen. Nach dem Tode des Photius wurde dieselbe wiederhergestellt und blieb bis in das 11. Jahrhundert hinein bestehen. Da wurde eine neue Trennung durch Michael Cärularius herbeigeführt; und von da an blieb im großen und ganzen wenigstens das Schisma dauernd. An Bestrebungen zur Union fehlte es freilich niemals; besonders suchten die Päpste die Einigung wieder herbeizuführen. Unter dem seligen Papst Gregor X. und dem Kaiser Michael Paläologus kam es auf dem zweiten Konzil zu Lyon (1274) zur Union, und der unionsfreundliche Patriarch Beccus wurde eingesetzt. Allein der Kaiser und der Patriarch konnten auf die Dauer mit ihren unionsfreundlichen Plänen nicht durchdringen. Später haben die Griechen in ihrem blinden Aerger gegen Rom den Kaiser samt dem Patriarchen als *Latinofroni* bezeichnet, was sie als eine Art Häresie ansahen, und sogar einzelne Personen, von denen sie behaupteten, daß sie wegen ihres Widerspruchs gegen die Union getötet worden wären, in ihren Kalender als Märtyrer aufgenommen.

Wenn nun aber auch vom 11. Jahrhundert an das Schisma im Orient herrschte, so ist es doch sehr schwer, von den einzelnen Personen und Teilen des Orients zu bestimmen, ob sie wirklich Schismatiker waren oder nicht. Es ist ganz gut möglich, daß auch Jahrhunderte nach dem eingetretenen Schisma einzelne Teile der morgenländischen Kirche noch uniert waren. Z. B. haben nachweisbar die Mönche des Berges Athos, den die Griechen den heiligen Berg nennen, noch im 13. Jahrhundert in ganz inniger Gemeinschaft mit

Rom gestanden, wie aus den Briefen des Papstes Innozenz III. an sie hervorgeht. Daher ist es z. B. von vielen im Morgenland als heilig verehrten Personen sehr schwierig zu bestimmen, ob sie wirklich zur Kirche gehört haben oder Schismatiker waren. Umsomehr darf man bezüglich des Volkes annehmen, daß viele guten Glaubens und keine Schismatiker waren, da das Schisma wesentlich ein hierarchisches war, d. h. der Klerus und die Bischöfe hatten die Beziehungen zu Rom abgebrochen, aber das Volk wußte vielfach gar nichts davon. So ist es auch durchaus nicht ausgeschlossen, daß auch noch heutzutage viele von dem orientalischen Volke vor Gott keine Schismatiker sind, sondern Glieder der Kirche. Bezüglich der von Konstantinopel abhängigen Slaven auf der Balkanhalbinsel läßt sich noch schwerer feststellen, wann sie Schismatiker waren und wann nicht; in jedem Falle aber ist es durchaus verkehrt, anzunehmen, daß diese Völker von Anfang an und ihre ganze Geschichte hindurch von der römischen Kirche getrennt gewesen seien. So haben die meisten dieser Völker auch nach dem griechischen Schisma noch Zeiten der Union gehabt. Eine ganze Reihe Heiliger dieser Länder sind als wirkliche Heilige der katholischen Kirche anzusehen. Erst mit der Zeit wurden sie ganz in das Schisma hineingezogen. Dasselbe gilt von Rußland. Großfürst Wladimir, der sein Volk taufen ließ, muß zweifelsohne als Heiliger der katholischen Kirche anerkannt werden. Auch späterhin mochte man in Rußland von dem Hader zwischen Rom und Konstantinopel nichts wissen. Auch gab es zu allen Zeiten von seiten Rußlands Anknüpfungsversuche zu einer Union mit Rom. Zu weit ist es aber gegangen, wenn P. Papebroch S. J. in den Bollandisten annimmt, daß Rußland bis zum 16. Jahrhundert gar nicht schismatisch gewesen sei.

Der traurige Gegensatz zwischen Griechen und Lateinern wurde nach der Kirchentrennung immer schärfer. Die Polemik der Griechen gegen die Lateiner wurde immer erbitterter, und die Lateiner antworteten gleichfalls mit Schärfe. Es fehlte auch nicht an Zündstoff zur Entflammung des gegenseitigen Hasses von beiden Seiten. Die Einrichtung des abendländischen Kaisertums unter Karl dem Großen und Papst Leo III. hatte zweifelsohne den Kaiserstuhl von Konstantinopel schwer gekränkt, obwohl freilich die Maßregel durch die perfide Politik der byzantinischen Kaiser reichlich verdient war. Die Kreuzzüge dienten dazu, den Gegensatz noch mehr zu verschärfen. Die Kreuzfahrer haben vielfach den edlen Zweck, dem sie dienten, durch Grausamkeit und entsetzliche Laster geschändet. Die Griechen wurden aus Palästina vertrieben. Naturgemäß ist seit jener Zeit dort der Stachel und die Abneigung gegen die Lateiner geblieben, die man als Eindringlinge ansieht. Endlich schlug der vierte Kreuzzug und die Errichtung des lateinischen Kaisertums in Konstantinopel dem Faß den Boden aus. Die Venetianer, die Engländer des Mittelalters, kannten kein anderes Interesse als ihren Handel und Gelderwerb. Allen päpstlichen Verböten und Exkommunikationen zum Trotz wurde auf ihre Veranlassung

die Flotte der Kreuzfahrer gegen das christliche Konstantinopel anstatt gegen die Sarazenen gerichtet und die Kaiserstadt erobert. Tagelang wüthete der Brand, die größten Schätze gingen zugrunde, auch die Kirchen wurden geplündert. Die Kreuzfahrer errichteten ein lateinisches Kaisertum und ein lateinisches Patriarchat in Byzanz, und das griechische Kaisertum war nach Nicäa verdrängt. Mit diesem verhängnisvollen Ereignis war eine dauernde Union für lange Zeit fast unmöglich gemacht.

Als die Griechen Konstantinopel wieder bekamen, waren sie deswegen nicht von größerer Liebe gegen die Lateiner entflammt als zuvor. Trotzdem trieb sie die Türkennot dazu, wieder Hilfe beim Abendland zu suchen. So kam denn erst nach langen Bemühungen endlich auf dem Konzil von Florenz (1439) eine Union zustande, an der Papst Eugen IV. und der Kaiser Johannes Paläologus beteiligt waren, und die mit dem Rufe verkündet wurde: „Es jauchze der Himmel, es frohlocke die Erde“, ebenso eine Union mit den Armeniern und den Monophysiten. Allein das ganze Werk war im Fluge veräußert und fand keinen Eingang; die Abneigung der Völker war zu tief und zu groß geworden. Noch heute betrachten manche Griechen das Konzil von Florenz als einen Schandfleck in ihrer Geschichte und werden unangenehm berührt, wenn man nur den Namen nennt. Unmittelbar nach der Zerstörung der Union folgte die Katastrophe und der Zusammenbruch des griechischen Reiches. Was demnach den Niedergang der orientalischen Kirchen verursacht hat, ist nicht bloß die Trennung vom Abendland, sondern daneben tritt als zweite Ursache der Islam und seine Eroberungen. Freilich sind diese beiden Ursachen nicht ohne Zusammenhang miteinander. Der Islam hat beständig von den Sünden der Christen profitiert. Wären die Christen im Frieden und geeint gewesen, niemals hätte dann der Halbmond eine halbe christliche Welt erobern können. Aegypten fiel zuerst in die Hände der Muselmänner, es folgten gar bald Palästina und andere Länder nach. Das griechische Reich hatte schon große Mühe, sich einigermaßen zu halten; endlich fiel es den Türken zur Beute. Konstantinopel, die Vormauer der Christenheit, wurde zur ewigen Schande für die Christen die Hauptstadt des Mohammedanismus (1453). Die Stadt, die reich an Kirchen war wie kaum eine andere in der Welt, die Stadt der herrlichsten Klöster, die Stadt der christlichen Wissenschaft und Kunst, fiel den übermütigen Siegern zur Beute. Die Stadt, welche Muttergottesstadt in ganz besonderem Sinne war, verlor ihren Glanz. Die Königin war zur Witwe geworden, die Herrin der Völker war zinsbar geworden. Von der Kirche der Hagia-Sophia, von dem Tempel der göttlichen Weisheit, einem der größten Kunstwerke der ganzen Welt, wurde das Kreuz herabgerissen, der Bau in eine Moschee verwandelt. Alle christlichen Völker der Balkan-Halbinsel kamen in dieselbe Abhängigkeit von den Türken, und selbst für das ganze westliche Europa wurde durch mehrere Jahrhunderte der Türke der Gegenstand des

größten Schreckens. Diese jahrhundertlang ausgeübte türkische Herrschaft, der das ganze christliche Morgenland anheimgefallen ist, hat diese Völker demoralisirt, verwüftet und herabgebracht. Die Christen sahen sich in dem mohammedanischen Reiche aller Ehren und Würden beraubt, sie waren der öffentlichen Verachtung preisgegeben; Recht besaßen sie wenig und sahen sich jeder Gewalttat und Plünderung von seiten der türkischen Herrschaft täglich ausgesetzt. Daher kam es nun, daß auch sie, wie das bei unterdrückten Völkern leicht geschieht, zum Bösen verkehrt wurden, daß die schlechten Naturanlagen, die der Morgenländer schon an sich und in sich trägt, noch verschlimmert wurden, daß auch sie falsch, heimtückisch, boshaft, zum Teil vielleicht grausam wurden. So sehen wir denn jetzt die morgenländische Kirche in einem traurigen und heruntergekommenen Zustand. Die kirchlichen Würdenträger sind in die Hände der Türken gekommen und größtenteils fast wie Beamte des Sultans. Aus dem Raubsystem, das im türkischen Staate besteht, haben sich die Geldspenden an den Sultan förmlich zu einem Gesetz gestaltet. Jeder, der eine hohe, kirchliche Stelle haben will, muß dem Sultan eine riesenhafte Summe bezahlen. Bei Patriarchaten kommt es bis auf 100.000 Frank, so daß nur der, der das größte Trinkgeld zu bezahlen weiß, erhoben wird. Dieselben, die schwere Kosten bezahlen müssen, um zu ihrer Würde zu gelangen, suchen sich nach unten schadlos zu halten und beuten daher ihren Klerus aus. Sie verlangen nun, um sich bezahlt zu machen, von den Weihesakandidaten große Taxen. Die Priester halten sich wieder an ihren Gläubigen schadlos, indem sie dieselben nicht als eine Herde ansehen, die man weidet, sondern als ein Schaf, dem man die Wolle abschneidet, oder eine Kuh, die man melkt.

Bei alldem ist auch die Bildung der orientalischen Christen bedeutend gesunken. Seit der Zeit der Kirchentrennung haben sie nicht mehr viel Bedeutendes und Großes hervorgebracht. Die griechische Kirche hat wohl noch im Mittelalter eine Reihe von tüchtigen Theologen und Kanonisten, selbst bis in das 15. Jahrhundert hinein gehabt, aber seitdem hat es ziemlich aufgehört. Es wäre immerhin eine Uebertreibung, zu behaupten, daß jegliches wissenschaftliche Leben und Streben bei den Orientalen aufgehört hätte; auch heute gibt es noch theologische Schriftsteller bei ihnen, jedoch ohne große Bedeutung, nur daß ihre Werke bei uns im Abendlande so gut als unbekannt sind. Die Frömmigkeit hat gleichfalls sehr gelitten und ist mehr in Außerselbstlichkeiten und Formenweisen verfallen. Verhältnismäßig viel Frömmigkeit soll man im Verhältnis zu den Orientalen bei den Russen noch antreffen. Das sittliche Niveau vieler Orientalen ist denn auch dementsprechend ein sehr niedriges.

Nur zwei Dinge haben sie in der Hauptsache bewahrt, die man anerkennen muß. Die griechische Kirche hat wenigstens den Glauben, die Grundlage des Heiles, mit großer Zähigkeit und Festigkeit aufbewahrt, und auch die übrigen Orientalen haben wenigstens das

Christentum behalten. Das ist sehr anerkennenswert; denn es ist kein leichtes, jahrhundertlang Verfolgung, Verachtung und Megeleien auszuhalten und trotzdem im Glauben festzustehen.

Das andere, was sie bewahrt haben und zwar im großen und ganzen unverfälscht, sind ihre herrlichen Liturgien. Diese stammen noch aus katholischer Zeit und legen von dem katholischen Glauben das herrlichste Zeugnis ab. Ausgestattet sind sie mit Formenreichtum und Pracht der Zeremonien, in ihren Worten mit einer wunderbaren Poesie; erfüllt sind sie mit den Gesängen der Kirchenväter. Und so singen denn die Griechen und die andern orientalischen Völker das Lob des Gottmenschen, seiner heiligen Mutter und seiner Heiligen, vielfach von ihnen selbst nicht verstanden, vielfach in einer Weise, die den heiligen Text mehr verunstaltet, als daß sie ihn hervorhebt, mit denselben Worten wie etwa vor 1000 Jahren.

Auch die innere Verfassung der orientalischen Kirche hat unbedeutend gewechselt. Die Patriarchen von Konstantinopel, deren Ehrgeiz Ursache der Trennung war, haben mit der Zeit bedeutende Einbuße ihrer Macht erlitten. Nachdem sie zuerst ihr Zepter über die Völker des Orients ausgedehnt hatten, haben diese nun nach und nach sich von ihrer Herrschaft frei zu machen gewußt. Zuerst machte sich Rußland im 16. Jahrhundert von ihrer Abhängigkeit frei und bestellte sich vorübergehend einen eigenen Patriarchen, um sich dann unter die Herrschaft des Synod zu stellen, der wiederum nur ein Werkzeug in der Hand des Zaren ist. Die Völker der Balkanhalbinsel haben sich infolge der politischen Umwälzungen des neunzehnten Jahrhunderts der Reihe nach gleichfalls von dem Stuhl von Konstantinopel freigemacht. Eine Kirche nach der andern hat sich als autokephal erklärt, und der Phanar von Konstantinopel hat trotz der früheren Exkommunikationen gegen solche Unternehmungen die vollendeten Tatsachen anerkennen müssen. Die Kirchen von Rumänien, Serbien, Bulgarien, Montenegro und Griechenland sind jede für sich vollkommen selbständig und stehen zumeist unter der Herrschaft einer Synode. Das Ländergebiet des früheren Papstes des Orients ist daher auf einen sehr kleinen Teil zusammengeschmolzen. Nur die Griechen der europäischen Türkei, Bosniens und der Herzegowina und von Kleinasien unterstehen dem Patriarchen von Konstantinopel. Auch selbst die anderen griechischen Patriarchen von Alexandrien, Antiochien und Jerusalem sind vollkommen selbständig geworden. Es ist also dem Stuhle von Byzanz nur der stolze Titel geblieben. Noch immer läßt sich der Patriarch den Allerheiligsten nennen und sich den Titel „seine Allheiligkeit“ geben, um einen höheren Namen als der Papst zu führen. Er schreibt sich auch noch als den ökumenischen Patriarchen. Sein Primat ist nur mehr ein Ehren-, nicht aber ein Jurisdiktionsprimat. Damit ist auch die Einheit und Geschlossenheit der griechischen Kirche aufgehoben. Sie ist fast nur noch ein Konglomerat einer ganzen Menge von Patriarchaten und Landeskirchen, die voneinander voll-

ständig unabhängig sind und nur miteinander in freundschaftlich-diplomatischem Verkehr stehen, wie etwa zwei Staaten untereinander. Das gleiche Schicksal hat die armenische Kirche getroffen. Auch sie ist in mehrere Patriarchate zerfallen. Man könnte nun glauben, daß dieser Umstand der Zersplitterung der orientalischen Kirchen ihren Anschluß an die große Einheit der abendländischen Kirche erleichtern würde. Allein gerade das Umgekehrte davon ist der Fall. Die orientalischen Kirchen sind jetzt vollständig National- und Staatskirchen geworden, wie denn überhaupt von jeher im Orient die Politik in der Religion eine ganz ungehörlich große Rolle gespielt hat. Jeder Orientale sieht daher jetzt das Schisma als eine patriotische Sache an und glaubt, Verrat am Vaterland zu üben, wenn er zur katholischen Kirche übertritt.

Gegenüber diesem traurigen Verhältnis, wodurch mit der Zeit sämtliche Völker des Orients in die Trennung von der Kirche gezogen wurden, steht als ein Hoffungsstern die Tatsache, daß es auch unter diesen Völkern eine Bewegung zur Rückkehr gibt, und daß es Personen gibt, die wieder mit der Kirche vereinigt sind. Dies sind die sogenannten unierten Orientalen, welche zwar ihre schismatische Kirche, aber nicht ihren Ritus verlassen haben. Die Anfänge zu dieser Union sind schon sehr alt, und an Versuchen zu derselben hat es im Laufe der Zeit nie gefehlt; allein größere Erfolge sind erst im Laufe des 16., 17. und 18. Jahrhunderts in dieser Beziehung errungen worden; namentlich hat sich in diesem Stück Frankreich im Orient große Verdienste erworben.

Um zuerst bei den Griechen zu beginnen, so sind unter den Slaven-Griechen mehrere Völker in großen Scharen zurückgekehrt. Insbesondere ist es am Ende des 16. Jahrhunderts nach vielen Bemühungen gelungen, das Volk der Ruthenen zur Kirche zurückzuführen. Einer der eifrigsten Vorkämpfer dieser Union war im 17. Jahrhundert der heilige Josaphat, Bischof und Märtyrer, dessen Fest heutzutage in der ganzen Kirche gefeiert wird. Unter dem an Rußland gefallenem Teil der Ruthenen hat freilich dieses Reich im Laufe der Zeit mit brutaler Gewalt die unierte Kirche wieder vernichtet, wie sich überhaupt Rußland in der neueren Zeit als den gefährlichsten Gegner der Union und die gewaltigste Vormauer des Schismas erwiesen hat. Die Zahl der unierten Ruthenen in Oesterreich mag sich auf beinahe 4 Millionen belaufen. Ferner sind die in die österreichischen Lande eingewanderten Rumänen gleichfalls zur Kirche zurückgekehrt, und es finden sich in den österreichischen Staaten wohl 1½ Millionen unierte Rumänen. Auf der Balkanhalbinsel hat sich in Bulgarien im 19. Jahrhundert eine Bewegung zur Union gezeigt. Pius IX. gab ihnen, den sogenannten Uniaten, einen eigenen Bischof. Aber die Persidie Rußlands machte diesen Versuch größtenteils scheitern, so daß die Zahl der Uniaten stark zusammenschmolz.

Andere Staaten der Balkanhalbinsel, Serbien und Griechenland, verbieten noch heute jede Propaganda unter Mitgliedern der Landeskirche. Aber auch unter den eigentlichen Griechen hat der Unionsgedanke Boden gefaßt. Insbesondere sind die in Italien niedergelassenen, die sogenannten Italo-Gräcer, schon seit langer Zeit ganz innig mit der katholischen Kirche verwachsen und durch treue Anhänglichkeit an dieselbe ausgezeichnet. In Italien befindet sich u. a. das schon im Mittelalter vom heiligen Nilus gegründete Kloster Grotta ferrata, nicht weit von Rom.

Selbst unter den im Orient zerstreut lebenden Griechen hat sich die Union ausgebreitet. Wir haben daher auch unierte Melchiten und ein eigenes melchitisches Patriarchat des Orients, dessen Träger sich Patriarch von Antiochien, Alexandrien, Jerusalem und vom ganzen Orient nennt. Er residiert augenblicklich in Alexandrien. Dieses Patriarchat ist dadurch entstanden, daß ein katholischer Priester 1724 zum Patriarchen von Antiochien erwählt wurde, der sich Cyrillus III. nannte und 1744 von Benedikt XIV. das Pallium erhielt. Diese unierten Griechen befinden sich aber nicht auf der Balkanhalbinsel, sondern in Palästina und anderen Ländern zerstreut. Eine genaue Angabe der Zahl wird kaum möglich sein.

Auch unter den häretischen Kommunitäten des Orients hat die Union Platz gegriffen, besonders in Syrien, wo sich ein Volk befindet, das am längsten in der Union und am engsten mit der Kirche verbunden ist, das Bergvolk der Maroniten oder die Syrer der Berge. Wenn man den eigenen Angaben des Volkes glauben dürfte, so wären sie nie von der Kirche getrennt gewesen und hätten sich nie weder durch Schisma noch durch Häresie befleckt. Die ernsthaften Geschichtsschreiber nehmen jedoch an, daß sie eine Zeitlang der Häresie der Monotheleten angehangen haben. Jedenfalls sind sie schon ziemlich früh im Mittelalter zur Zeit der Kreuzzüge zur Kirche zurückgekehrt und im großen und ganzen treugeblieben. Ihren Namen leiten sie von einem heiligen Johannes Maro ab. In ihrer Liturgie haben sie ihre syrische Sprache beibehalten, dieselbe jedoch im Außern mehr der römischen ähnlich gemacht. Das tapfere Bergvolk wußte sich immer eine gewisse Unabhängigkeit zu behaupten und ist nie vollständig unter die volle türkische Herrschaft getreten. Im 19. Jahrhundert wurden sie in jämmerlicher Weise durch das Nachbarvolk der Kurden abgeschlachtet. Die europäischen Mächte griffen ein, und seitdem hat der Libanon einen christlichen Statthalter unter türkischer Oberhoheit. Das Volk der Maroniten beträgt beiläufig $\frac{1}{2}$ Million. Der Libanon ist geschlossen katholisch und mit Klöstern geradezu übersät. Viele Maroniten befinden sich jetzt in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wohin sie auch Priester ihrer Nation mitgenommen haben.

Auch bei den Syrern der Ebene hat man schon früh mit Unionsversuchen begonnen, doch mit geringem Erfolg. Zeitweise schienen die Aussichten sehr günstig zu stehen, doch die Zahl dieser

Unierten ist nicht groß. Der erste katholische syrische Patriarch, Ignatius Giarve, hatte viele Drangsale zu leiden, aus welchen ihn ein Muttergottesbild wunderbar erhalten herausführte. Das Bild befindet sich heute in der Seminarikirche auf dem Berge Libanon in Scharphe. Da in letzter Zeit viele Abfälle stattgefunden haben sollen, ist es nicht genau möglich, die Zahl der unierten Syrer anzugeben. Nach den höchsten Angaben wären es 50.000 oder mehr, nach den niedrigsten 15.000.

Unter dem sehr intelligenten Volke der Armenier hat die Union in viel bedeutenderer Weise Platz gegriffen als bei den meisten übrigen Nationen. Im Mittelalter hatten die Armenier öfters Beziehungen zu Rom. 1742 wurde der Priester Abraham als erster katholischer Patriarch der Armenier bestätigt. Die unierten Armenier sind auf die verschiedenen Länder des Erdkreises verteilt und betragen an Zahl vielleicht $1\frac{1}{2}$ Million. Für die Union ihrer Nation hat insbesondere die Ordensgenossenschaft der Mechitaristen, von einem Priester Mechitar gestiftet, welche zu Venedig auf der Insel S. Lazaro und anderswo ihren Sitz hat, sich große Verdienste erworben. Der Patriarch residirt zu Konstantinopel.

Die nestorianische Nation hat vielfach der Kirche große Hoffnung auf eine vollständige Rückkehr erweckt. Eine Zeitlang waren sogar die Patriarchen der Nation katholisch. 1553 bestellte Papst Julius III. den Johannes Sulaka zu ihrem Patriarchen. 1681 wurde von Rom aus das chaldäische Patriarchat errichtet, welches heute das von Babylon heißt. Daneben ist ein häretisch-nestorianisches Patriarchat in Kurdistan bis zum heutigen Tag geblieben. Gegenwärtig zählt man etwa 50.000 oder gar über 70.000 Chaldäer. Infolge einer entsetzlichen Mezelei, der auch die Nestorianer unterlagen, ist ihre Zahl gesunken. Man sagt im Orient, daß unter den verschiedenen Völkern die Nestorianer, obwohl sie sehr tief gesunken sind, trotzdem der Kirche verhältnismäßig die besten Hoffnungen für eine Rückkehr machen. Man spricht sogar von der Möglichkeit, daß der gegenwärtige nestorianische Patriarch mit einem großen Teile des Volkes zur Kirche zurückkehren werde. Die Nestorianer der indischen Malabarküste kamen unter die Herrschaft Portugals und wurden größtenteils katholisch. Die Union der Thomaschriften wurde auf der Synode von Diamper 1599 bewerkstelligt. Es sind deren jetzt etwa 200.000. Daneben ist ein geringerer Teil im Schisma geblieben.

Auch bei den Christen Aegyptens sind die Bemühungen für eine Rückkehr unalt, allein die Erfolge sind nicht sehr bedeutend. 1781 wurde ein apostolisches Vikariat Kairo geschaffen. In allerjüngster Zeit wurde die Hierarchie unter den koptischen Christen wieder errichtet. Leo XIII. bestellte einen Patriarchen der unierten Kopten zu Kairo, und unter ihm stehen ein oder zwei Hilfsbischofe. Der eine von diesen, der Bischof von Minieh in Mittelägypten, war auf dem

Muttergottes-Kongreß in Freiburg zugegen. Die Zahl der unierten Kopten wird auf etwa 20.000 angegeben.

Endlich haben sich die Unionsversuche auch auf die von Aegypten abhängigen Länder erstreckt. In früherer Zeit waren große Ausichten auf die Union der Abessinier vorhanden. Im 17. Jahrhundert legte ein abessinischer Kaiser das katholische Glaubensbekenntnis ab. Später aber war den Missionaren das Land unzugänglich. In neuester Zeit wurde besonders durch den sehr eifrigen Kapuziner-Missionar, späteren Kardinal Massaia, eine Union eingeleitet, die aber erst einige hundert Seelen umfaßt.

Die Gesamtzahl aller unierten Orientalen, wenn wir auch die Slaven mitrechnen, beläuft sich daher auf 6—7 Millionen. Wenn wir dieselbe der weit überwiegenden Zahl der Schismatiker gegenüberhalten, so ist es freilich eine kleine Ziffer. Wenn wir aber an die ungeheueren Schwierigkeiten denken, mit denen die Unionsversuche zu kämpfen hatten, und an die Hartnäckigkeit der Orientalen, so ist sie eine tröstliche Zahl und immerhin ein Anfang, ein Keim des Heils.

Was die Lage dieser unierten Gemeinschaften betrifft und ihren Zustand, so wird zunächst von ihnen hervorgehoben, daß sie sich bereits auf einer bedeutend höheren Stufe, als ihre schismatischen Volksgenossen befinden. Und wenn man ein gerechtes Urtheil über sie fällen will, so muß man sie eben mit den Schismatikern und nicht mit den Christen des Abendlandes vergleichen. Trotzdem ist ihr Zustand noch weit davon entfernt, ein idealer oder auch nur ein befriedigender zu sein.

Nach dem bisher Gesagten ergibt sich für uns eine doppelte Aufgabe, eine gegenüber den unierten und eine gegenüber den schismatischen Orientalen. Unsere Aufgabe gegenüber den Unierten besteht darin, dieselben recht innig mit der Kirche zu vereinigen und sie in jeder Beziehung auf die rechte Höhe zu bringen. Diese erste Aufgabe ist in gewisser Beziehung noch wichtiger als die zweite, denn von der ersten hängt zum Theil die Erfüllung der zweiten ab: Die Unierten sollen mit der Zeit ein Werkzeug zur Wiedervereinigung der Schismatiker werden. Daher müssen wir uns vor allen Dingen das Vertrauen der Unierten zu gewinnen suchen. Wir müssen ihnen zeigen, daß wir sie als vollberechtigte Katholiken ansehen. Wir müssen jeden Zweifel daran beheben, daß es uns mit der Aufrechterhaltung ihrer Riten ernst gemeint ist, und daß wir nicht irgend an eine Beseitigung derselben denken. Ferner müssen wir hauptsächlich für die Heranbildung eines tüchtigen und gebildeten orientalischen Klerus sorgen. Die Unterstützung der orientalischen Seminarien ist daher eine der wichtigsten Aufgaben. Wir haben bereits in Rom Seminarien für die Orientalen, ebenso auch einige im Orient, z. B. St. Anna zu Jerusalem für die Griechen. Daneben haben wir auch die Pflicht, sie sittlich zu erziehen und zu überwachen. Der andere Teil unserer Aufgabe betrifft die Zurückführung der schismatischen Orientalen.

Da stellt sich nun die brennende Frage ein: Ist eine solche Union überhaupt möglich, besteht irgendwelche Aussicht für eine solche? Ich habe schon eingangs bemerkt, daß ich mir ein Urteil über diese Frage nicht anmaße und daß ich auch gar nicht imstande bin, ein richtiges Urteil darüber zu fällen. Die Antworten auf diese Frage sind äußerst verschieden und lauten ganz entgegengesetzt. Die einen sind von pessimistischen Gedanken getragen, haben gar keine Hoffnung für die Zukunft und erklären die Aussichten für eine Union als eine Utopie und Unmöglichkeit. Andere dagegen sehen den Himmel voll von Geigen und glauben, daß die Befehrung ganzer Völker etwas Leichtes und ein Kinderspiel sei.

Daß man gar zu frohe Hoffnungen für die nächste Zukunft bezüglich der orientalischen Kirche haben dürfte, ist wohl sicher nicht richtig; denn viele ernsthafte, jahrelang im Orient wirkende apostolische Männer haben in dieser Beziehung trübe Anschauungen, und solche, die gar so rosig Gerüchte verbreiten, sind entweder selbst Orientalen oder nur ganz flüchtig im Orient gewesen. Wir entheben uns daher jeden Urteils. Dagegen muß so viel bemerkt werden, daß man eine Sache nie verloren geben darf, mögen die Aussichten noch so schlecht stehen. Mit der Gnade Gottes ist dennoch eine Lösung möglich; denn Gott hat alle Völker heilbar gemacht, der Erfolg steht nicht in unserer Hand. Wir aber haben die Pflicht, die Mittel anzuwenden, die irgendwie zur Erreichung des Zieles beitragen könnten, und die Aufforderung, in diesem Sinn mitzuwirken, tritt in gewisser Weise an einen jeden von uns heran.

Die Mittel zur Vereinigung bestehen zunächst darin, daß wir die Irrtümer und falschen Anschauungen beseitigen, Mißverständnisse, welche zwischen uns obwalten, aufheben, die Vorurteile, die sie gegen uns haben, zerstreuen. Das wird dadurch geschehen, daß man sich gegenseitig auseinandersetzt, daß man die streitigen Punkte beleuchtet, die Ursachen der Trennung aufdeckt und so in versöhnlichem Sinne arbeitet. Es müßten daher Schriften erscheinen, welche die traurige Geschichte der Kirchentrennung und die Frage der Wiedervereinigung in ganz und gar wahrheitsliebender und vorurteilsloser Weise darlegen würden. Man muß dabei auch von unserer Seite sich nicht scheuen, eventuelles Unrecht anzuerkennen und einzugestehen, was von unserer Seite gefehlt worden ist. Auf der andern Seite soll man aber auch dem Gegner nicht schmeicheln und ihn dadurch zu gewinnen suchen, daß man ihn falscherweise rein wäscht.

Ein weiteres großes Mittel zur Wiedervereinigung besteht dann darin, daß wir einander wirksam nähertreten, uns gegenseitig, unsere Weltanschauung, unsere Bildung und Kultur kennen zu lernen. Man kann wirklich hier sagen: „Eine große Kluft ist entstanden zwischen uns und euch.“ Die Europäer haben also die Pflicht, die uns so fern liegende orientalische Kultur kennen zu lernen, zu beleuchten und zu verwerten. Es ist das eine Sache, bei der auch wir geistig gewinnen

werden. Es ist dies zunächst nötig auf dem religiösen Gebiete. Wir müssen ihre Theologie studieren. Vor allen Dingen sollte man auch die herrlichen Liturgien des Morgenlandes, in denen ein so wunderbarer Schatz von Geist und Frömmigkeit niedergelegt ist, gehörig kennen zu lernen suchen. Insbesondere wäre es Aufgabe des Klerus, sich diese Kenntnisse zu verschaffen, und wäre es recht wünschenswert, wenn eine solche Kenntniss den Theologen vermittelt würde.

Aber auch die weltliche Wissenschaft soll sich mit dem Gebiete der orientalischen Wissenschaften vielfach beschäftigen. Schon das einzige, daß man zeigt, daß man ihre Dinge kennt, rückt uns die Leute einen Schritt näher, sie fühlen sich geschmeichelt, wenn man zeigt, daß man auch für ihre so fern stehende Kultur ein Interesse hat. Es müßte daher auch Zeitschriften und anderes geben, — es existiert ja auch schon einiges auf diesem Gebiete — was alle diese wichtigen Fragen behandeln und das Publikum auf dem laufenden erhalten würde. Ebenso müssen wir auf der andern Seite dahin trachten, daß die Morgenländer mit unserer abendländischen Kultur, Theologie und Einrichtungen bekannt werden. Es gibt wohl solche unter ihnen, die die geistige Armut und den Mangel an Bildungsmitteln, die gegenwärtig im Orient herrschen, wohl fühlen und das bitter beklagen. Was geschieht aber dafür? Bildungsbedürftig sind sie einmal; jetzt kommen die Protestanten uns zuvor, und sie werden in das protestantische Lager, zwar nicht durch äußeren Uebertritt, aber dem Geiste nach hinübergezogen. Die Theologen der Griechen und Russen wenden sich, die Unzulänglichkeit ihrer Bildung fühlend, nach Berlin und den deutschen Universitäten und sitzen zu den Füßen Harnacks und anderer Gelehrten. Nun ist aber das Sitzen zu den Füßen ungläubiger Professoren für niemand ein größeres Verhängnis als für ein vorher wenig ausgebildetes Geschlecht. Es geht dann dem Griechen das letzte verloren, was er durch so viele Stürme gerettet hat, der Glaube, und damit ist der vollständige Schiffbruch geschehen. So ist denn gerade heute ein großer Teil des höheren russischen Klerus rationalistisch. Auch unter den Griechen gibt es Priester, die von Europa zurückkehren, vollgepfropft von Gelehrsamkeit bis an den Hals und nicht einen Funken Glauben mehr im Herzen, die noch Messe lesen, an das Geheimnis aber nicht mehr glauben; Funktionen ausüben, über die sie selbst anderswo spotten. Das Bedürfnis nach Bildung haben sie nun einmal und manche sogar einen großen Durst danach. Diesem Bedürfnis muß man entgegenkommen und es in die richtigen Bahnen lenken.

Der deutsche Name übt, wie es scheint, auf manche Griechen einen wunderbaren Zauber aus, aber sie verstehen darunter immer nur die deutsche ungläubige protestantische Theologie, die sie für den Gipfel aller Gelehrsamkeit halten. Demgegenüber muß ihnen gezeigt werden, daß es auch eine deutsche Wissenschaft gibt, die nicht in diesem Fahrwasser begriffen ist, daß es eine katholische Wissenschaft

gibt, und man muß sie möglichst auf unsere Seite herüberzuziehen suchen. Man sollte also alles tun, um die studienbedürftigen Orientalen nach katholischen Anstalten und katholischen Universitäten zu lenken; man muß ihnen eine gewisse Leichtigkeit verschaffen, die akademischen Grade zu erwerben, denn auf Titel hält der Orientale ungemein viel, und wenn einer mit einem Dr. vor dem Namen zurückkehrt, ist er bereits zweimal mehr ein Mensch als vorher.

Wir müssen sie auch die europäische Kultur kennen lehren. Wir müssen ihnen zeigen, daß in Europa noch nicht öffentlich Lug und Trug als etwas Sittliches gelte, daß man dort ganz andere Grundsätze und in ernstlichen Kreisen eine ernstliche Zucht habe. Auf diese Weise werden sie, wenn sie auch noch nicht zur katholischen Kirche zurückkehren, wenigstens von der eingefleischten Latinophobie befreit werden. Sie werden dann, zurückgekehrt zu ihren Landsleuten, einen Umschlag der Gesinnung vorbereiten. Wenn man im Orient Griechen begegnet, die an einer katholischen Anstalt studiert haben, z. B. bei den Jesuiten in Beirut, so bemerkt man gleich, daß sie ganz anders gesinnt sind als die Griechen, die nie aus ihren Kreisen herausgetreten sind.

Ein weiteres und zwar unbedingt notwendiges Mittel besteht darin, daß auch manche Abendländer an der Zurückführung der Orientalen direkt wirken, ja, manche sich das als Lebensaufgabe setzen. Daß der orientalische, unierte Klerus allein diese Aufgabe besorge, ist bei seinen bisherigen Zuständen noch ausgeschlossen. Er wird zwar vieles reden, aber ob dem Reden auch Taten entsprechen, bleibt dahingestellt.

Es ist daher unbedingt notwendig, daß abendländische Priester mit überlegener Tugend und Bildung herüberkommen und an dem Werke mitarbeiten. Der Morgenländer muß sehen, daß ihm hier jemand gegenübersteht, der wirklich wesentlich von seinem Priester verschieden ist, der es wirklich aufrichtig mit seinem Heile meint, der nicht die Absicht hat, ihn auszusaugen wie eine Zitrone, sondern der auf das Heil seiner Seele ausgeht. Mancher Jüngling, der sich zum Priesterstande berufen fühlt und sonst nicht weiß, wo er hin soll, könnte vielleicht dort Verwendung finden. Es sind schon manche Vereine und Werke für den Orient gegründet worden, es dürfte aber deren noch mehr geben.

Ferner müssen wir alle ausnahmslos der Sache ein Herz entgegenbringen; wir sollen die Frage verfolgen, uns über jeden Fortschritt derselben herzlich freuen. Dieses Interesse sollen wir auch unter anderen verbreiten, auch selbst unter dem Volke. Der Klerus sollte unter seinem Volke das Interesse für diese Angelegenheit wecken.

Nichts im Reiche Gottes kann heutzutage bestehen ohne Geld und Opfer. Es ist einmal leider so. Das Reich Gottes ist zwar nicht von dieser Welt, aber es besteht in der Welt. So brauchen die orientalischen Werke und insbesondere die Schulen, durch die so vieles

gewirkt wird, Geld zu ihrem Unterhalte. Wenn man Geld für die orientalische Angelegenheit gibt, muß man aber sehr vorsichtig sein. Und ich möchte bei niemand durch Empfehlung von Geldspenden ein Unheil angerichtet haben. Schon viel Geld ist für den Orient gegeben worden und nicht zu seiner Bestimmung gelangt. Man soll nie einem orientalischen Priester, selbst nicht einem Bischof, einen Pfennig in die Hand geben, wenn man der betreffenden Persönlichkeit nicht ganz und gar sicher ist. Die Orientalen sind eben in vielen Beziehungen in eine Art von zweiter Kindheit geraten, und so sind sie auch Kinder mit dem Gelde. Wie viele Begriffe ihnen fehlen, so fehlt ihnen auch der Begriff für die Verantwortung, die mit dem Gelde verbunden ist, und der Begriff, daß es ein Unrecht ist, Geld zu einem andern Zwecke zu gebrauchen, als wozu es gegeben worden ist. Der liebe Gott wird sie darin sicher nicht so streng beurteilen, es liegt einfach in ihrem Charakter. Ebenso soll man einem morgenländischen Priester nie ein Messstipendium oder Almosen geben, weil die Messe höchstwahrscheinlich nicht gelesen wird.

Wenn man daher Geld für die Sache des Orients gibt, soll man es ganz zuverlässigen Händen anvertrauen und es solchen abendländischen Priestern geben, die im Morgenland wirken, von denen man sicher ist, daß sie es recht anwenden. Vor allen Dingen soll man nie reisenden orientalischen Priestern oder Bischöfen etwas geben; denn hier riskiert man in vielen Fällen, daß es nichts weiter als wandernde Juden sind, die bei der Ähnlichkeit, die zwischen den Semiten und den orientalischen Christen besteht, sich für solche Priester ausgeben, und wenn es gar ein Bischof mit funkelndem Ring ist, so ist die Sache doppelt und dreifach gefährlich.

Ein Almosen können wir aber schließlich alle geben, und das ist das Almosen des Gebetes, das innige und flehende Gebet zu Gott, daß die Einheit der Christenheit bewerkstelligt werde. An dem Feste des heiligen Josaphat, des ersten und bisher einzigen kanonisierten Heiligen aus den neuen orientalischen unierten Kirchen, liest die Kirche das Evangelium von dem guten Hirten: „Noch andere Schafe habe ich, die nicht aus diesem Schafstalle sind, auch diese muß ich herbeiführen, und sie werden meine Stimme hören, und es wird ein Hirt und eine Herde sein.“ Beten wir in dem Sinne, daß wirklich bald in der Christenheit nur ein Hirt und eine Herde sei! Das walte Gott!

Der heutige Stand der Descendenztheorie und ihre Bedeutung für die Apologetik.

Von Dr. Jakob Herr in Schlangenbad (Nassau).

Vor dreihundert Jahren beschäftigte ein ebenso interessanter als in Betreff seines Ausgangs wichtiger Streit die Theologen und die Vertreter der Naturwissenschaft: Der Kampf für und gegen das uralte